Zeitschrift: Badener Neujahrsblätter

Herausgeber: Literarische Gesellschaft Baden; Vereinigung für Heimatkunde des Bezirks Baden

Band: 46 (1971)

Artikel: Ein Blick zurück

Autor: Haller, Adolf

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-323074

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ein Blick zurück

Das Erbe

Meine Vorfahren stammten von Kleinbauern und Handwerkern ab, die in Strohhäusern des aargauischen Wynen- und Suhrentals lebten. Mein Vater, Rudolf Haller, wurde 1844 in seiner Heimatgemeinde Gontenschwil als ältestes von acht Kindern geboren. Seine Eltern hatten Mühe, die grosse Familie durchs Leben zu bringen. 1850 zogen sie, wohl in der Hoffnung, dort ein besseres Auskommen zu finden, über den Berg nach Muhen, der Heimatgemeinde der Mutter. Sie bewirtschafteten dort verschiedene Gütchen, und im Winter zog der Ernährer als Metzger von Hof zu Hof, um Hausschlachtungen zu besorgen. Zuletzt gelang es ihm, in der Alten Strasse ein Strohhaus mit dem dazugehörigen Land zu erwerben.

Die Armut war um die Jahrhundertmitte so gross, dass viele schwarzen Hunger litten. Mein Vater erzählte oft, dass er als Kind zur Winterszeit manchmal die Äcker absuchte, um womöglich im Boden noch eine kleine Weissrübe zu finden. Es schmerzte ihn, dass er die Bezirksschule nicht besuchen durfte und nach Beendigung der Schulpflicht in einer Seidenweberei arbeiten musste. Doch er fand sich damit nicht ab und trat noch im Alter von zweiundzwanzig Jahren in Zofingen eine Bäckerlehre an. Dann wollte er sich ein Stück Welt besehen und arbeitete an verschiedenen Orten der deutschen und der welschen Schweiz. In Basel wagte er es, eine kleine Bäckerei zu pachten, verlor aber dabei seine bescheidenen Ersparnisse, da viele Kunden das Brot aufschreiben liessen und es ihm für immer schuldig blieben.

Viele Europäer, die in der Alten Welt kein Auskommen fanden, suchten ihr Heil in Amerika, das damals noch als das Land der unbegrenzten Möglichkeiten gepriesen wurde. Dorthin setzte auch mein Vater seine Hoffnung. Doch sein Stolz hätte es ihm nicht zugelassen, sich die Überfahrt, wie es die meisten taten, von der Armengemeinde bezahlen zu lassen; er sparte sich den Fahrpreis, indem er in der Schiffsküche arbeitete. So arm oder noch ärmer war wenig mehr als zwei Jahrzehnte vorher auch Patrick Kennedy aus Irland nach der neuen Welt gefahren und hatte, bis die Cholera ihn nach zehn Jahren dahinraffte, im Hafenquartier von Boston als Küfer gearbeitet; schon sein Enkel wurde einer der reichsten Männer der Vereinigten Staaten und sein Urenkel deren Präsident. Meinem Vater aber lachte auch dort kein Glück. Er kam kaum weit über New York hinaus, nahm Arbeit, wo sie sich gerade bot, wurde aber, obschon er sonst kerngesund war und ein Alter von

über fünfundachtzig Jahren erreichen sollte, ständig von Krankheiten heimgesucht, bis er, abermals in der Schiffsküche, die Rückreise antrat. Er erzählte in späteren Jahren wenig Einzelheiten seines Amerika-Aufenthaltes. Ich bin überzeugt, dass es im tiefsten Grunde das Heimweh war, das ihn zur Umkehr bewog.

An Tatkraft gebrach es ihm sicher nicht. In Untermuhen pachtete er eine Bäckerei mit einer Wirtschaft, und als im Jahre 1881 der Inhaber der Handlung und Wirtschaft in Obermuhen vergeldstagte und seinerseits mit seiner grossen Familie nach Amerika auswanderte, kaufte mein Vater das Strohhaus mit den grossen Baumgärten und richtete zu den bisherigen Betrieben noch eine Bäckerei ein. Zehn Jahre später riss er die Scheune ab und erbaute an ihrer Stelle das stattliche Steinhaus, das heute «Zum Sternen» heisst. Erst als Einundvierzigjähriger durfte er es wagen, eine eigene Familie zu gründen. Doch das Glück dauerte kaum zehn Jahre; dann wurde ihm die Gattin nach der Geburt des vierten Kindes entrissen. Die Schwägerin seiner Schwester, Elise Lüscher, half ihm neben der Fabrikarbeit, soviel sie konnte. Sie wurde später seine zweite Gattin und schenkte ihm vier weitere Kinder, von denen ich – am 15. Oktober 1897 geboren – das älteste bin.

So habe ich meinen Vater nur als alten Mann in der Erinnerung: immer tätig, solange seine Kräfte es zuliessen, fest das Regiment in den Händen haltend, so dass das Gehorchen uns zur Selbstverständlichkeit wurde, streng dafür besorgt, dass jedes bekam, wessen es bedurfte, um seinen Weg zu machen, bei allem, was darüber ging, eher zurückhaltend. Das Leben hatte ihn so in die Schule genommen, dass er auch dann noch gerne den armen Mann spielte, als er es längst nicht mehr war. Auch in seinen Gefühlen war er eher verhalten; dennoch spürten wir, ohne dass er ihm Worte gab, sein Wohlmeinen.

Auch meiner Mutter war kein leichtes Los beschieden. Ihr Grossvater hatte durch Bürgschaftsschulden sein Heim verloren. Das Gütlein des Vaters reichte zum Halten von zwei Kühen. Für seine Schuhmacherei besorgte die Mutter die Botengänge, oft eine Stunde weit durch den Wald zum Wannenhof auf der Höhe zwischen dem Suhren- und dem Wynental, dem Heimatort ihrer Mutter. Schon als Schülerin versuchte sie durch Stricken etwas zu verdienen, oder sie trug selbstgesuchte Walderdbeeren nach Aarau zum Verkauf und ging dazu, um ja keine Schulstunde versäumen zu müssen, frühmorgens um vier Uhr von zu Hause fort. Mit fünfzehn Jahren verlor sie ihren Vater. So war es ihr nicht möglich, einen Beruf zu erlernen, in dem sie ihre Liebe zu den Handarbeiten hätte verwerten können: Arbeitslehrerin oder Modistin. Gleich nach dem Schulaustritt musste sie in einer Weberei Verdienst suchen; denn von ihren Geschwistern war das jüngste erst acht Jahre alt.

In ihrem sechzehnten Altersjahr erlitt die Mutter einen Unfall, der sie für ihr ganzes künftiges Leben behindern sollte. Das elterliche Heimwesen lag an einem steilen Hang. Darum konnte man nur von unten nach oben hacken und musste jedesmal die Erde von der untersten Furche zur obersten hinauftragen. Ebenso mussten die Kartoffeln, die Jauche, der Dünger mit der Tragbahre zu zweien befördert werden. Das Korn wurde mit der Sichel geschnitten. Beim Tragen verletzte sich die Mutter einen Fuss, arbeitete aber trotz grossen Schmerzen bis am Abend weiter. Als nach Wochen erst ein Arzt beigezogen wurde, war der Knochen bereits so angegriffen, dass auch ein ganzjähriger Aufenthalt im Kantonsspital und eine Badekur keine völlige Heilung mehr zu bringen vermochten. Später nahm ein Arzt in der Wohnung beim Licht einer Petrollampe eine Operation vor; auch diese zeitigte keinen Erfolg. So musste die Mutter forthin fünfundsechzig Jahre lang mit einem kranken Fuss durchs Leben gehen, oft unter grossen Schmerzen. Sie betreute die vier Buben und die vier Mädchen, ängstlich darauf bedacht, ja keinen Unterschied zwischen den angetretenen und den eigenen Kindern zu machen. Haushalt und Geschäft wurden ohne jede fremde Hilfskraft geführt. Die Bäckerei allerdings wurde später, aus ähnlichen Gründen wie in Basel, aufgegeben. Als sich bei dem um zwanzig Jahre älteren Gatten Altersbeschwerden bemerkbar machten, pflegte sie diesen, zusammen mit der jüngsten Tochter, mit aller Hingabe.
Bei allen Anforderungen und Überforderungen kam nie eine Klage über ihre Lippen. Im Gegenteil, sie sah immer noch andere, die sie nötig hatten und denen sie durch verstehende Trostesworte wie durch tätige Hilfe beistand. Manchem Heimatlosen stellte sie an Stelle des verlangten Schnapses einen Teller warmer Suppe oder eine Tasse Milchkaffee hin, und einige bewahrten ihr rührende Anhänglichkeit. Lange nach ihrem Tode noch durfte ich dann und wann vernehmen, was sie einem ihr fremden Menschen bedeutet hatte, denn ihre Linke wusste nicht, was die Rechte tat. Von ihr lernte ich, wie später von Pestalozzi, was Christentum der Tat bedeutet. Und soviel ihrer an Arbeit wartete, die Geranienstöcke, die alle Fenster des grossen Hauses zierten, vergass sie nie.

Kindheit

Gewiss gibt es kein besseres Erziehungsmittel als das elterliche Vorbild. Und wenn acht Kinder miteinander aufwachsen, erziehen sie sich auch gegenseitig. Manchmal rieben wir uns aneinander, aber besonders nach aussen hielten wir fest zusammen. Wenn auch jedes seine Arbeit zugeteilt erhielt, blieb uns doch immer Zeit zum Spielen, um so mehr, als die Schule uns allen leicht fiel. Die Landstrasse vor unserem Hause konnte noch ruhig als Spielplatz

benützt werden, denn die «Dampfkutschen» waren noch so selten, dass wir das Herannahen eines solchen Ungestüms aufgeregt Vater und Mutter meldeten. Die Petrollampe umfing uns mit ihrem traulichen Lichtkreis und bot gleichzeitig Gelegenheit, zum Träumen einen Dämmerwinkel aufzusuchen. Für mich ist meine Kinderheimat eine der schönsten Stätten der Erde. Das Dorf Muhen liegt am östlichen Rand der breiten Ebene, die von Suhre und Ürke durchflossen wird. Drei Tälchen haben sich ostwärts in den Molassehang eingegraben und ziehen sich bis zum Wannen- und dem Rütihof hinauf. Der Talbach von Obermuhen floss im Winkel um unser Haus herum und ergoss jenseits der Landstrasse sein damals noch quellreines Wasser in die Suhre. An den grünen Hängen lagen die kleinen Höfe mit den dunklen Hauben der Strohdächer. Darüber breiteten sich weithin die herrlichen Buchen- und Tannenwälder aus, für mich ein immerwährender Quell der Erquickung. Schon in jungen Jahren ging ich mit meinen Geschwistern auf die Suche nach Erdbeeren, Heidelbeeren, Himbeeren und Brombeeren, die wir nach Kölliken zum Verkauf trugen. Durch einen Onkel aus dem Waadtland auf die Eierpilze, die bei uns damals noch niemand beachtete, aufmerksam gemacht, wurde ich, in dieser Hinsicht geschäftstüchtig, zum Lieferanten einer Konservenfabrik. Aber auch Holz, Tannen- und Föhrenzapfen sammelten wir. Wenn die Salweiden im Saft waren, schnitten wir uns aus ihrer Rinde Waldhörner, die wir durch Berg und Tal erschallen liessen.

Der Vater, von dem ich die Liebe zum Wald geerbt habe, war befreundet mit einem Sägereibesitzer. Im Frühling gingen wir stundenweit seine Tannen schälen, oder wir gruben im Winter die Strünke gefällter Bäume aus, mit Schwarzpulver nachhelfend, wo die Kraft unserer Arme nicht mehr ausreichte, und bepflanzten nachher die gerodeten Stellen. Ein ganz besonderer Stolz des Vaters war das eigene Waldstück, «unser Wäldchen». Dort half ich ihm das Gestrüpp durchforsten, Holz schlagen, zum Strässchen schleppen und aufrüsten. Einmal grub ich aus metertiefem Schnee unser Weihnachtsbäumchen aus. So wurde mir der Wald vertraut zu jeder Jahreszeit, mit allen seinen Tieren, die, wenn ich unbeweglich ausgestreckt lag, nahe zu mir herankamen. Im Klettern tat es mir nicht bald einer nach; ich besah mir die Jungen in einem Eichhörnchennest, oder ich brachte auf das Geheiss älterer Burschen ein kleines Hühnerei in ein Rabennest und holte ein paar Wochen später das junge Hühnchen herunter.

Vor unserem Hause standen drei Linden, deren unvergesslicher Blütenduft noch nachts in mein Schlafzimmer drang. Im Wipfel des mittleren Baumes hatte ich mir einen Sitz zurechtgemacht, wo ich mich gern lesend oder träumend aufhielt; gelegentlich blieb auch die Strafe nicht aus, wenn ich zu einer Arbeit gesucht wurde und mich in meinem Versteck nicht verraten wollte.

Auch auf unseren vielen Obstbäumen tummelte ich mich gerne; nur einmal hatte ein Sturz einen Armbruch zur Folge.
Mitten auf dem Felde hatten wir drei Äcker, die abwechselnd mit Korn, Kartoffeln und Klee oder Luzerne bebaut wurden. Das Ernten der Kartoffeln mit dem Karst in der milden Spätsommersonne zog sich jeweilen über Wochen hin. Eindrücklich ist mir in der Erinnerung geblieben, wie ich in einer tiefblauen Sommernacht dem Vater mit der Sense unser Korn mähen half. Und es kam einer Adelung gleich, als ich den schweren Kornsack über die Schulter hängen und mit abgemessenen Schritten die Saat in die Furchen streuen durfte.
Ich arbeitete aber auch, gelegentlich die ganzen Ferien lang, auf den Höfen von Verwandten. Eine Herde mit vielstimmigen Glocken auf die Weide treiben und hüten zu helfen, war reinstes Bubenvergnügen. Bald wagte ich es auch, mich mit der Sense in der Hand spätabends oder frühmorgens in die Kette der Mähder zu stellen, und war stolz, wenn ich mit meinen kurzen Beinen Schritt zu halten vermochte. Eine Kunst war es, ein Heufuder recht zu laden und es auf den oft abschüssigen Wegen heil in die Tenne führen zu helfen. Das schwerste für mich war, das Heu mit der Gabel vom Wagen auf die Bühne zu stemmen.
Eines aber, das heute wenige mehr aus eigener Anschauung oder gar Tätigkeit kennen, war ich besonders gern: Deckergehilfe beim Strohdecken. Die anderthalb Strohdächer, die meinem Vater gehörten, bedurften ständiger Erneuerung. Da aber die Menge unseres Deckstrohs beschränkt war und der einzige Deckermeister noch an vielen andern Orten verlangt wurde, konnte jedes Jahr nur ein Stück erneuert werden. Dieses sah dann mit seinem frischen Gelb inmitten des alten Braun, Schwarz oder Moosgrün aus wie ein farbiger Flick auf einem Hosenboden.
Schon beim Dreschen, das wir mit dem Flegel besorgten, wurden die Schäubli ausgesondert, indem wir eine Anzahl Halme mit beiden Händen am oberen Ende anfassten und so schüttelten und auf die Erde schlugen, dass die geknickten Halme und das Unkraut herausflogen. Jedes Schäubli wurde auf dem Lehmboden eben geklopft, mit Stroh umwunden und mit vier weiteren zu einer sauberen Garbe, einem Schaub, vereinigt. Bei dieser Tätigkeit wurde mir der Sinn des Wortes ausschauben klar. Im Winter schnitt der Vater Haselruten und dünne Weiden, die er, um sie geschmeidiger zu machen, eine Zeitlang in den Bach legte.
Wenn der alte, hinkende Decker im Frühling erschien, wurden zwei lange Leitern an das Dach gestellt, dass sie schön flach auflagen. Auf ihnen wurde waagrecht ein Bindbaum in die Höhe gezogen und auf beiden Seiten durch grosse Haken an den Dachlatten und den Leitersprossen befestigt. Er diente

dem Decker als Standfläche. Schon weil dieser Baum von Zeit zu Zeit verschoben werden musste, brauchte es, auch wenn nur ein Decker da war, immer zwei «Mann». Nachdem das alte, meist halb verfaulte Stroh heruntergerissen war und man allenfalls schadhafte Dachlatten ersetzt hatte, wurde unten mit dem Neudecken begonnen. Die Schäubli wurden mit den Storzen nach unten gleichmässig verteilt, so dass später das Wasser immer schön von den oberen Halmen auf die unteren floss. Die Ruten legte der Decker quer über das Stroh und band sie, fünf übereinander, mit den gedrehten Weiden an den Latten und den Sparren fest. Mit den Querrippen des Deckerbrettes klopfte er die Halme sauber aneinander und säuberte das fertige Stück mit dem eisernen Kamm an der Unterkante seines Brettes.
Meine Arbeit bestand ausser der Beihilfe beim Höher- und Tieferstellen des Standbaumes darin, den Schaub, die Ruten und die Weiden heraufzuholen und sie dem Decker darzureichen. Die übrige Zeit streckte ich mich auf dem steilen Dache in der Sonne aus und schaute auf das schöne Land hinunter oder zu den Wolken hinauf. Das taten andere Deckergehilfen auch; ich aber hatte in der Hosentasche oder unter dem Hemd ein Büchlein versteckt und begann aus luftiger Höhe zu lesen, oder ich spann an einer selbsterfundenen Geschichte.

Schule und Studium

Der Weg zur Bezirksschule in Kölliken führte, eine gute Halbstunde weit, quer über das breite Feld hinweg. Ich habe ihn in den vier Jahren an die zweitausend Mal zurückgelegt, ohne dass er mir je verleidet wäre, weder im Sommer durch die wogenden oder in der Mittagshitze brütenden Kornfelder noch im Winter durch den oft kniehohen Schnee. Vor und hinter uns ragten die waldigen Höhen auf, im Norden die blauen Juraketten, langgestreckt die aargauischen, kuppel- oder kegelförmig die aus dem Solothurnischen, und an hellen Tagen oder bei Föhnwetter grüsste von Süden her wie ein gerahmtes Bild die Jungfraugruppe herein. Wir waren, wenigsten von der Mitte des Weges an, ein ganzes Grüpplein, und so verübten wir miteinander manchen losen Streich. Aber ebenso gerne ging ich allein, um meinen Gedanken nachhängen zu können.
Eine ältere Schwester hatte mir durch ihre Erzählungen das Reich der Märchen erschlossen. Sobald ich die Buchstaben kennengelernt hatte, war ich leidenschaftlich dem Lesen verfallen. Auch das war ein Familienerbstück. Zu Hause gab es leider wenig Bücher, aber schon aus der Schulbibliothek in Muhen, die vorwiegend aus kleinformatigen alten Bänden bestand, schleppte ich heim, soviel ich erhielt, und auch mein Vater und mein ältester Bruder lasen sie, besonders wenn es sich um Reisen und Entdeckungsfahrten han-

delte. In der Bezirksschule gab es auch zeitgenössische Literatur, die ich oft schon auf dem Heimweg verschlang. Schon damals gab ich dann und wann einen Zehner oder einen Zwanziger von meinem sauer verdienten Geld für ein Heft der «Guten Schriften» aus.
Wir hatten in Kölliken zwei junge Lehrer, bei denen das Lernen eine Freude war. Der Deutschlehrer Fritz Matter trug uns ganze Dramen vor und spendete meinen Aufsätzen, von denen mancher fast ein halbes Heft füllte, mehr Lob, als ich es später getan hätte. Durch ihn lernte ich Peter Rosegger, Meinrad Lienert, Josef Reinhart kennen, vor allem aber Alfred Huggenberger, mit dem er persönlich befreundet war und der uns einmal in der Schule besuchte. Sie öffneten mir die Augen für die Schönheiten des Landlebens. Mit Leichtigkeit lernte ich viele Gedichte auswendig und ahmte sie schülerhaft nach.
Alles in allem darf ich gewiss sagen, dass ich eine glückliche Kindheit verlebte. Doch ist es wohl dem späteren Erzieher und Schriftsteller zugute gekommen, dass ich nicht alles mit dem Zauber der Erinnerung vergoldete und mir immer gegenwärtig blieb, dass das Kind vieles nicht so sorglos erlebt, wie die Erwachsenen gerne glauben. Manches trug ich mit mir herum, ohne es auch nur der Mutter anzuvertrauen. Was hätte es genützt – ich wähle ein scheinbar unwichtiges Beispiel –, mich bei den Eltern darüber zu beklagen, dass ich die mir viel zu grossen Kleider meines ältesten Bruders austragen musste, ich selbst dachte nicht an die Möglichkeit, dass es anders zu machen gewesen wäre. Den Spott grösserer Mitschüler – die gleichaltrigen hatte ich nicht zu fürchten – ertrug ich schwer.
Und dann kam die bange Ungewissheit über die Berufswahl. Niemals hätte ich gewagt, auf die Frage, was ich werden möchte, zu antworten: Dichter. Ich wusste ja selbst nicht, ob ich je imstande sein würde, etwas wirklich Gehaltvolles zu schaffen. Auch der Umgang mit Kindern machte mir Freude. Sogar zwei Väter hatte ich bewegen können, ihre aufgeweckten Buben in die Bezirksschule zu schicken. Lehrer, das wäre etwas – doch das Seminar kostete Geld. Unterdessen hatte der Vater mir die Sorge bereits abnehmen wollen, indem er mir, ohne mich zu fragen, eine Lehrstelle in einer Bank verschaffte. Es war ihm unverständlich, dass ich dafür nicht begeistert war, wenn ich auch nicht gerade nein zu sagen wagte. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass ich in einem Bureau im Umgang mit Zahlen Befriedigung finden könnte. Als ich einem Möbelschreiner bei seiner Arbeit zusah, kam mir ernsthaft der Gedanke, ob das nicht ein Beruf für mich wäre; gebastelt hatte ich ja auch immer gern. Als ich zuletzt doch damit herausrückte, dass ich am liebsten Lehrer würde, war ich erstaunt, wie rasch der Vater sich damit einverstanden erklärte.
Die vier Jahre im Seminar Wettingen waren für mich vor allem wertvoll,

weil mir dadurch die Welt der Bücher geöffnet wurde. Zwar war der Stundenplan überladen, und ich musste mich ohne Begabung mit Violine, Klavier und Orgel abquälen. Doch jede freie Stunde, die ich mir zu erstehlen wusste, war ich mit einem Buch im Klostergarten oder an der einsam rauschenden, zu jener Zeit noch nicht gestauten Limmat anzutreffen. Die ganze Weltliteratur durchraste ich. Unter den Lehrern beeindruckte mich am stärksten der auch als Schriftsteller tätige Direktor Johann Adolf Herzog. Wir lebten zu sehr von der Welt abgeschlossen; doch Kameradschaften und Freundschaften blieben für das Leben.

Dass ich nachher studieren durfte, war ein Glück, das ich mir lange nicht einmal zu erträumen gewagt hatte. Wenn auch deutsche Sprache und Literatur im Mittelpunkt standen, spannte ich den Bogen möglichst weit und besuchte Vorlesungen, gelegentlich sogar Seminarien in allen Falkultäten, auch an der Eidgenössischen Technischen Hochschule. Mochte es auch häufig bei Anfängen und Anregungen bleiben – zwischenhinein kamen noch Militärdienst und Stellvertretungen –, erwarb ich doch Einblicke und Grundlagen, auf denen ich später weiterbauen konnte. Denn das Studium, mit und ohne Hochschulen, hoffe ich bis an mein Lebensende fortsetzen zu können, und das Schöne, ja Abenteuerliche daran ist, dass man plötzlich von etwas, das einem vorher fernzustehen schien, in Bann geschlagen werden kann. Ich hätte sehr viele Namen von Lehrern zu nennen, denen ich Dank schuldig bin; von Zürich muss ich wenigstens Adolf Frey und, ausserhalb der Universität, Pfarrer Hermann Kutter erwähnen, von Bern Paul Häberlin und Otto von Greyerz, von Genf Bernard Bouvier und Charly Clerc.

Im Amt

Während andere jahrelang auf eine Anstellung warten mussten, durfte ich schon am Tag nach dem Abschluss der Bezirkslehrerprüfung im November 1920, also dreiundzwanzigjährig, meine Tätigkeit an der Sekundarschule Turgi aufnehmen und wurde einige Wochen später an die neu zu errichtende dortige Bezirksschule gewählt. Auf den Tag genau vierzig Jahre habe ich in Turgi unterrichtet. Ich könnte nicht sagen, dass es immer leicht gewesen wäre. Aber die Schüler liebte ich, und sie brachten mir Vertrauen entgegen. Mit der Zeit erkannte ich, dass grössere Strenge für alle von Vorteil war und besonders in reiferen Jahren geschätzt wurde. Die Vermittlung des Nützlichen konnte mir nie genügen; ebenso wesentlich war mir, den Weg zum Schönen zu weisen. Hatte ich anfangs meine Tätigkeit in dem bescheidenen Dorfe mehr als vorläufig betrachtet, lehnte ich später mehrere Berufungen ab. Der kleinere Rahmen, wo alles überblickbar ist, bietet erzieherisch unverkennbare Vorteile. Die schöne landschaftliche Umgebung und das eigene Haus im

Grünen und gleichzeitig die Nähe der grösseren Zentren Baden und Zürich erleichterten mir den Entschluss.
Als mir 1934 ein Schulinspektorat im Bezirk Baden angeboten wurde, bat ich mir zunächst Bedenkzeit aus, denn ich befürchtete, damit fast alle Zeit für mein freies Schaffen zu verlieren. Schliesslich hoffte ich, auch als Beauftragter des Staates den menschlichen Beziehungen dienen zu können, und in dieser Überzeugung blieb ich dem Amte dreissig Jahre lang treu. Ich stellte durchaus nicht, wie einige glaubten, nur gute Berichte aus. Freilich wusste ich, wie viele Lehrer und besonders Lehrerinnen eine Aufmunterung nötig haben, und geizte deshalb mit Anerkennung nicht. Wo ich mit einem Vorgehen nicht einig war, versuchte ich von Mensch zu Mensch zu überzeugen und tadelte in den offiziellen Berichten nur, wo kein anderer Weg zum Ziel geführt hatte. Ich konnte, wo ich es nötig fand, auch unerbittlich sein – und zwar nach oben wie nach unten. Zu meinen schönsten Erfahrungen gehört, dass die meisten, denen ich durch meine Forderungen wehtun musste und die mir begreiflicherweise zuerst gram waren, mir später besondere Dankbarkeit erzeigten.
Ich bin kein so grosser Pädagoge, dass es sich lohnte, meine Memoiren zu schreiben. Wenn ich doch in den letzten Jahren etwas aufzuzeichnen begann, waren es lustige Histörchen, die ich selbst erlebt habe oder die sich in meinem Umkreis zutrugen und über die ich den Titel setzte: «Mit Humor geht es besser.» Müsste ich die Quintessenz meiner pädagogischen Erfahrungen in einem Satz zusammenfassen, würde er lauten: «Die Erziehung ist eine so ernsthafte Sache, dass sie nur mit Humor gelingt.»
Und das, wovon ich schon als Bezirksschüler geträumt hatte, das Dichten, wie stand es mit dem? Als Seminarist hatte ich einen mächtigen Stoss Gedichte geschrieben, am liebsten in der klassischen Form des Sonetts. Doch bald vermochte das vorwiegend den Romantikern Nachempfundene vor meinem eigenen, kritischer gewordenen Urteil nicht mehr zu bestehen. In den Studenten- und den ersten Lehrjahren schien der Quell zu versiegen. Auf Umwegen erst fand ich mich wieder zu ihm zurück.
Die zahlreichen Jugendspiele sind aus dem Unterricht herausgewachsen, wurden zum Teil unter meiner Anleitung zuerst von den Schülern entworfen, oft aus dem Stegreif gespielt, bevor ich ihnen, meist zu einem festlichen Anlass, die endgültige Fassung gab. In der *Chronik von Turgi* schuf ich für die Gegend meines Wirkens die geschichtliche Heimatkunde.

Pestalozzi

Ein Umweg, der für mich bald mehr werden sollte, war die Beschäftigung mit Pestalozzi. Ein angesehener Schweizer Verlag wollte eine allgemeinver-

ständliche Darstellung des vielgenannten und um so weniger bekannten grossen Mannes herausgeben und suchte in der Lehrerzeitung einen dazu geeigneten Verfasser. Der Pestalozzi der Methodikstunden war mir fremd geblieben. Dafür hatte der andere Pestalozzi mich von Kindheitstagen an gepackt: jener, der nach einem Gedichte, das der Vater oft aufsagte, einem Bettler die goldenen Schnallen von den eigenen Schuhen geschenkt hatte;

«drauf bindet er mit Stroh die Schuh
und wandert Basels Toren zu;
er wollte lieber schmucklos gehn,
als einen Armen hungern sehn» –

jener, von dem ich das Büchlein *Lienhard und Gertrud* in einer stark gekürzten Bearbeitung wieder und wieder gelesen hatte – jener, an den mich das Tun meiner Mutter gemahnte. Ich hatte kürzlich einen Aufsatz über Wilhelm Schäfers Pestalozzi-Roman geschrieben und nahm mir nun die Kühnheit heraus, ihn einzuschicken. Und was ich nie zu hoffen gewagt hatte, geschah: der fünfundzwanzigjährige unbekannte Dorfschulmeister bekam, nachdem er ein Probekapitel geliefert hatte, den Auftrag. Und was mich daran noch besonders freute: Auf meine Frage, warum ich den viel gelehrteren Herren vorgezogen worden sei, gab mir der Verleger die Antwort, das Schreiben habe den Ausschlag gegeben.

Ich stürzte mich in die Quellen und entdeckte für mich nicht nur den ungeahnten Reichtum Pestalozzis, auch die Geschichte überhaupt, zu der ich bisher kein rechtes Verhältnis gefunden hatte, tat sich weit und voll ungeahnter Möglichkeiten vor mir auf. Heute, nachdem ich mich ein Leben lang mit Pestalozzi beschäftigt habe, vermöchte ich nicht mehr mit der Unbefangenheit zu schreiben wie damals. Trotzdem fand das Buch eine freundliche Aufnahme, um so besser, je weiter die Beurteiler von mir weg wohnten und deshalb nicht wussten, dass ich weder Professor noch auch nur Doktor war. Ja, es wurde sogar behauptet, dass ein Hochschullehrer, der in einer andern Sprache ein Pestalozzi-Buch herausgab, sich dabei vorwiegend auf das meine stützte.

Während der Arbeit war ich zum Schluss gekommen, dass das beste Lebensbild Pestalozzis aus seinen und seiner Zeitgenossen Briefen und Berichten gestaltet werden könnte. Ein bedeutender deutscher Verlag liess das Buch gleich in einer Erstauflage von zehntausend Stück drucken. Als das «Tausendjährige Reich» anbrach, wurde dem Verleger verboten, den Auflagerest aufbinden zu lassen, und als endlich beim grossen Fehlen von Lesestoff die Bogen doch freigegeben wurden, zerstörte eine Fliegerbombe das Buch auf

dem Transport von Leipzig. Noch ein drittes von mir besorgtes Büchlein kam heraus, die Pestalozzi-Aphorismen enthaltend, die ich mir während meiner Arbeit aus den Werken herausgeschrieben hatte. Auch diesem, von Kennern wie Eduard Korrodi, Walter Muschg und Hugo Marti geschätzten Werklein widerfuhr die Ehre, in weiten Teilen von einem Professor und Doktor kopiert zu werden.

Von meinen zahlreichen Pestalozzi-Schriften seien nur einige erwähnt. In dem bedeutungsschweren Jahre 1939 durfte ich Pestalozzis politisches Testament veröffentlichen, dem ich den vereinfachten Titel *An mein Vaterland* gab und das lautet, als wäre es eben für jene Tage geschrieben worden, wo der sich selbst und Gott verantwortliche Einzelmensch ausgelöscht und schon das Kind im Mutterleib vom Staat beansprucht wurde: «Aber nein, Mitbürger! Unsere Kinder gehören gottlob noch uns und durch uns und durch niemand anders dem Vaterland, dem Staat. Wir sind, durch Gesetz und Recht untereinander verbunden, unser Staats selber... Lasst uns Menschen werden, damit wir wieder Bürger, damit wir wieder Staaten werden können... Vaterland! Liebes kleines, gesegnetes Vaterland! Deine Bürger sind dem Staat um kein Haar mehr wert als sich selbst, und jeder Glaube an den Staatswert von Bürgern, die keinen Individualwert für sich selbst haben, ist ein Traum, aus dem du früher oder später mit Entsetzen erwachen musst.» Ich durfte diese Botschaft in der Sektion «Heer und Haus» den Soldaten weitergeben; ich durfte am Radio, wo man direkt gegen die Gewalthaber jener Tage niemals etwas hätte sagen dürfen, wiederholen, was Pestalozzi dem Menschenverächter Bonaparte entgegengeschleudert hatte. Und ich erhielt Zeugnisse, dass ich verstanden wurde. Eine italienische Bildhauerin, die mich in den Abruzzen verbotenerweise abgehört hatte, erkundigte sich nach der Beendigung des Krieges nach meiner Adresse und sandte mir ein Relief zu.

Auf den zweihundertsten Geburtstag Pestalozzis gab ich in mühsamer, aber beglückender Arbeit für die Birkhäuser-Klassiker *Pestalozzis lebendiges Werk* heraus, vier Bände, die in Zehntausenden von Exemplaren verbreitet wurden. Der Regierungsrat des Kantons Aargau gab mir den Auftrag, für unsere Schüler ein Pestalozzi-Büchlein zu schreiben, das dann auch von andern Kantonen übernommen wurde. Walter Muschg übertrug mir die Sammlung und Gestaltung der oft den ganzen Menschen erhellenden Pestalozzi-Anekdoten.

Vor kurzem erst durfte ich in zwei gelehrten Gesellschaften Deutschlands von dem unsterblichen Geist unseres noch immer verkannten Landsmannes künden.

Erzähler

Nach dem Erscheinen meiner ersten Pestalozzi-Bücher war in mir ein Bann gebrochen zu schöpferischem Schaffen, das seither nie mehr abbrach. Doch es dauerte noch einige Zeit, bis ich das gefunden hatte, was mir wohl, ausser Pestalozzi, am besten liegt. Zunächst glaubte ich, von der Bühne am stärksten wirken zu können. Wenn ich auch den Komödien ernsthafte Erkenntnisse anvertraute und bei guten Aufführungen der Erfolg nicht ausblieb, fragte ich mich später manchmal, obwohl ich gelegentlich zu dieser Art der Aussage zurückkehrte, ob es doch nicht eher eine unglückliche Liebe war.

Dann drängten Kindheits- und Jugenderlebnisse ans Licht, die ich erzählerisch in freier, oft versteckenspielender Form festzuhalten versuchte. *Fratello* fand weite Verbreitung; einige Erzählungen des Bandes *Der Sturz ins Leben* haben in Lesebüchern Eingang gefunden. Am stärksten schlug *Kamerad Köbi* ein, in dessen erstem Teil ich das Leben eines Jugendgespielen schilderte und den ich mit Hilfe verstehender Mitmenschen den rechten Weg finden liess, während das schwache Vorbild gestrandet war. Wie fern mag heutigen jungen Lesern ein Buch stehen wie *Ein Mädchen wagt sich in die Welt,* in dem die Arbeitslosigkeit der dreissiger Jahre ihren Niederschlag findet. Eine schwere Jugendschuld wird gebüsst in der Erzählung *Der verzehrende Brand.* Schon das Buch von dem Brand hatte zahlreiche Nachforschungen erfordert. Vollständig ins Reich der Geschichte führte mich *Heini von Uri.* Die Anregung dazu gab mir der Komponist Robert Blum, mit dem zusammen ich ein auch an der «Landi» aufgeführtes Volksliederspiel verfasst hatte. Nun wünschte er, dass ich ihm das Libretto zu seiner Oper über den Sempacherkrieg schriebe. Ich war von Anfang an skeptisch, und tatsächlich wurde nichts aus der Oper. Als ich aber bei meinen Studien auf die Figur des Hofnarren aus der Urschweiz stiess, den der mächtige Habsburger Herrscher sich hielt, da war ich gefangen, denn damit war die Geschichte aus der Vorzeit für mich etwas Gegenwärtiges geworden. Leopold III. war eine edlere Form der Diktatoren, die um uns regierten, während ich die Erzählung schrieb, und Heini verkörperte gleichzeitig die jungen Leute, die auch in der Schweiz nichtsahnend ihnen zujubelten. Ein heutiger Leser wird kaum auf diesen Gedanken kommen; damals aber merkten es auch viele von den Jungen.

Übrigens sind alle meine historischen Bücher gleichzeitig gegenwartsbezogen. In dem *Tanz um den Freiheitsbaum* schilderte ich das, was uns selbst wieder drohte: die Besetzung durch eine fremde Macht. In der Erzählung *Die Schmugglerin und ihr Sohn* zeigte ich das Gegenstück: das Wunder der verschonten Schweiz. Damit war ich ins Reich der eben erlebten Geschichte getreten. Im Zweiten Weltkrieg spielen sich auch *Mireille und der Fahnenflüchtige* sowie *Hauptmann Marbachs Husarenstreich* ab. Viel Selbsterlebtes

ist darein verwoben. In *Freiheit, die ich meine* hatte ich das Leben des aus Thüringen stammenden Abenteurers, Philhellenen und Musikers Daniel Elster erzählt, der endlich bei uns eine Heimstatt fand. In *Beresina* begleitete ich den Schweizer David Zimmerli auf Napoleons Russlandfeldzug. Auch in unsern Tagen hatte sich ein ähnliches, Gott versuchendes Abenteuer abgespielt, indem «ein anderer» – so nannte Hitler sein heimliches Vorbild, dessen Fehler er glaubte vermeiden zu können – den Angriff auf Russland unternahm.

Nach dem Erscheinen des *Pagen Orteguill* fragte mich ein junger Leser, warum meine früheren Bücher sich fast ausschliesslich in der Schweiz, sogar im Aargau abspielten, während ich nun in die weite Welt, diesmal nach Mexiko, abschweife. Ich konnte ihm antworten, dass dies ohne jeden bewussten Vorsatz geschehen war. So war ich zur Behandlung geschichtlicher Stoffe gekommen, zu denen ich noch als Student kein Verhältnis hatte. So war ich, ursprünglich gegen meinen Willen, Jugendschriftsteller geworden. Ich war der Meinung gewesen, dass es möglich sein sollte, ohne Simplifikation so einfach und anschaulich zu schreiben, dass ein Buch gleichzeitig ältere Schüler und Jugendliche, aber auch Erwachsene zu fesseln vermöchte. Einmal, bei *Königsfelden,* sprengte der dämonische Charakter der Hauptgestalt diesen Rahmen, so dass ich das Buch als Roman bezeichnete. Zahlreiche meiner Erzählungen, nicht zuletzt das Pestalozzi-Buch *Heiri Wunderli von Torliken,* wurden als Feuilletons in Zeitungen und Zeitschriften abgedruckt, und es freut mich auch sonst, wenn mir ein Erwachsener sagte, er habe eines meiner Bücher zum Schenken als Jugendbuch gekauft und sei dann selbst davon gefangen genommen worden. Aber ich bin nun einmal als Jugendschriftsteller, wie mir kürzlich ein Buchhändler sagte, sogar als Jugendschriftsteller für geschichtliche Stoffe, etikettiert. Sollte ich deswegen unglücklich sein!

Schon mit *Albrecht von Hallers Leben* hatte ich eine rein tatsächliche Darstellung geschrieben. Trotzdem habe ich mit meinem Lincoln-Buch *Der Sklavenbefreier* vielleicht in meiner Tätigkeit ein neues Kapitel angerissen: das Lebensbild eines Mannes, dessen Wirkung in unsere unmittelbare Gegenwart hereinreicht, aus tausend geschichtlichen Einzelzügen zusammengesetzt, ohne jede Zutat aus der Phantasie und mit der etwas hochfliegenden Hoffnung, dass es trotzdem den Leser zu packen vermöge. Einen ähnlichen Weg ging ich mit meiner Churchill-Darstellung *Der Mann unseres Jahrhunderts,* dessen Held zur Zeit meiner Arbeit noch lebte, und ich hoffe, die Trilogie anglo-amerikanischer Freiheitskämpfer mit dem Lebensbild John F. Kennedys beenden zu können.

Die geschenkten Jahre

Den Ausländern fällt allgemein auf, dass wir Schweizer zu viel arbeiten. Auch ich gehörte (und gehöre vielleicht noch jetzt) zu diesen Sündern. Ich sage das nicht zu meinem Ruhm, eher andern zur Warnung. Wenige Ausnahmen abgerechnet, sehe ich jedoch nicht recht ein, wie ich es anders hätte machen sollen. Ich sah mich vor Aufgaben gestellt, die einfach getan werden mussten. Während eines grossen Teils meiner Lehrtätigkeit war ich auch Rektor, Bibliothekar, Ortsvertreter von Pro Juventute und andern gemeinnützigen Stiftungen. Im Schulrat des Bezirks Baden war ich zehn Jahre lang Schriftführer und zehn weitere Jahre Vorsitzender. Anderes, wo kein Müssen vorlag, reizte mich einfach. Hinzu kam meine gesunde Veranlagung, die mir bis zum Alter von 49 Jahren erlaubte, von einer Arbeit in einer andersartigen mich auszuruhen. Ich darf auch die Lebensgefährtin nicht vergessen, die seit bald viereinhalb Jahrzehnten mir abnahm, was sie konnte, und mit viel Verständnis mir den Weg freimachte für Tätigkeiten, die, wie mein Vater zu sagen pflegte, meist kein Brot ins Haus brachten. Nur die Schlaflosigkeit bereitete mir schon frühe Schwierigkeiten, und daran war nicht zuletzt das Schreiben schuld. Wenn ich während des Tages keine Freiheit hatte, über die Gestaltung eines Stoffes nachzusinnen, meldete das Verdrängte sich im Bette und verfolgte mich oft während der halben Nacht.

Drei Berufe nebeneinander, von denen jeder ernst genommen wird, müssen auf die Dauer auch die Gesundheit eines starken Mannes verzehren. 1946, nachdem ich neben allen übrigen Tätigkeiten von Romanshorn bis Genf über zwei Dutzend Pestalozzi-Vorträge gehalten hatte, oft zwei auch inhaltlich verschiedene am gleichen Tag, meldeten sich die ersten Warnzeichen. Aber schon während des Erholungsaufenthaltes im Tessin überfiel mich die Geschichte von der Schmugglerin. Inskünftig versuchte ich zwar etwas mehr Mass zu halten. Doch das Temperament liess sich schwer bremsen; ich musste, Goethes Wort folgend, weiterleben «nach dem Gesetz, wonach ich angetreten».

Im November 1957 wurde ich kurz hintereinander von mehreren Herzinfarkten heimgesucht. Es hätte das Ende sein können. Doch der Kunst der Ärzte, den Wunder wirkenden Heilmitteln und nicht zuletzt der hingebenden Pflege durch meine Frau habe ich es zu danken, dass ich weiterleben durfte. Was ich dazu beitragen konnte, war die Ergebung in das Unvermeidliche, Heiterkeit des Gemütes und ungebrochener Humor. Ungeahnt viele liebe Menschen bewiesen mir durch ihre Besuche, die Briefe und die Blumen ihre Verbundenheit.

Nach einer halbjährigen Pause ging ich gegen den Rat meines – unzweifelhaft wohlwollenden – Facharztes bis zur Erreichung des Pensionsalters noch

einmal zur Schule; ich wollte meinen Arbeitsplatz auf dem ordentlichen, nicht auf dem «unordentlichen» Weg verlassen. Die vorgesetzten Behörden brachten mir Verständnis entgegen. Vor allem aber freute mich das Einfühlungsvermögen der Schüler in meine oft nicht leichte Lage. Ich erhielt damit den Beweis für die Richtigkeit meiner immer vertretenen Überzeugung, dass die heutige Jugend nicht schlechter ist als die früherer Zeiten; wenn sie mehr Mühe hat, sich zu sammeln, ist sie nicht allein schuld daran. Nach der Aufgabe des Lehramtes versah ich das Inspektorat noch vier weitere Jahre, weil der Umgang mit den Behörden, den Berufsgenossen und den Schülern mir wohl tat.

Auch seither bin ich nie arbeitslos geworden. Materialien, Skizzen, Entwürfe, angefangene Manuskripte gäben mir auf Jahre hinaus genug zu tun, denn die meisten meiner Bücher haben eine lange Entstehungsgeschichte. Oft taucht unvermittelt wieder eine neue Idee auf. So gern ich noch lebe und schaffe, bin ich nicht so unbescheiden, zu glauben, dass es ein Schaden für die Menschheit wäre, wenn mein Faden plötzlich abgeschnitten würde. Seit den Infarkten betrachte ich jeden Tag dankbar als ein Geschenk; ich durfte damals nicht hoffen, dass sie sich noch zu einem ganzen Jahrzehnte reihen würden.

Seit ich keine Berufspflichten mehr habe, bietet sich mir noch mehr als früher Gelegenheit, als Vortragender persönlich mit meinen Lesern Fühlung zu nehmen. Dabei habe ich am meisten Befriedigung, wenn die Zuhörer, besonders junge, mir selber Fragen stellen und sich ein lebendiges Zwiegespräch entwickelt. Während ich in viele Teile der Schweiz, nicht zuletzt die grösseren Städte, schon immer geladen wurde, bekomme ich zu meiner Genugtuung in den letzten Jahren auch immer mehr Anfragen aus aargauischen Städten und Dörfern. Dazu kommen häufig ältere Volksschüler, Mittel- und Berufsschüler zu mir, um mich für einen «Vortrag» auszufragen. Dabei machen es sich nicht alle so leicht wie jener Junge, der in meiner Schreibstube sein Empfangsgerät aufstellte, mir seine Fragen vorlas und mich zuhanden seiner Mitschüler auf das Band sprechen liess. Es melden sich auch andere, Bekannte und Unbekannte, Junge und Alte, persönlich oder brieflich bei mir, um ihr Herz auszuschütten. Es ist ein Geschenk für mich, wenn ich etwas raten oder helfen kann.

Ich mache mir keine Wunschvorstellungen: Ich habe im Leben manchmal versagt, und von dem, was ich dem Druck übergab, ist lange nicht alles vollkommen. Aber ich weiss auch von der Fragwürdigkeit alles menschlichen Tuns und Schaffens. Wo mir Dornen auf den Weg gestreut wurden – wem geschähe das nicht! –, sei es vergeben und vergessen, denn ich frage mich anderseits, ob ich all die Anerkennung, die mir mit zunehmendem Alter

zuteil wurde, wirklich verdiente. Ich habe, abgesehen von der schon erwähnten Gattin, zwei Söhne, zwei Schwiegertöchter und – vorläufig – zwei Enkelpärchen, die mir Freude bereiten. Ich habe Verwandte und Freunde, die zu mir stehen. Die paar tausend Schüler, die ich betreuen durfte, sind in alle Welt zerstreut; von Zeit zu Zeit aber erreicht mich ein Gruss, der mir, vielleicht nach Jahrzehnten, sagt, dass mein Bemühen, das über den Lehrstoff hinausging, nicht ganz umsonst war. Von den paar hundert Lehrern, denen gegenüber ich den unpersönlichen Staat persönlich vertreten durfte, sind mir zahlreiche menschlich nahe geblieben. Von den Zehntausenden meiner Leser bleiben die meisten mir unbekannt; doch dieses und jenes Echo beweist mir, dass ich da und dort ein Licht aufstecken, eine Wegweisung oder einen Trost spenden und Freude bereiten durfte. Mir scheint, ich habe allen Grund, dankbar zu sein.

Adolf Haller

Mit freundlicher Erlaubnis des Verlages Sauerländer abgedruckt aus: Adolf Haller. Freundesgabe zum 70. Geburtstag. 1967. (Schriften des Schweiz. Lehrervereins Nr. 44.)